In freier Stunde

Die Frau vom Heidbrinkhof

Roman von Marie Schmidtsberg

Drei Quellen-Verlag, Königsbrück (Bez. Dresden)

„Nee, danke, nun ist's wirklich genug!" Mit einem energischen Ruck schob Frau Berta Gosewin die Kaffeetasse von sich und lehnte sich in ihren Stuhl zurück. „Was ich nun noch sagen wollte, es ist also abgemacht, ich nehme die Annemarie zu mir. In vierzehn Tagen komme ich wieder und hole sie. Sie ist ja auch mein Patenkind und ich bin seit dem Tode meines Mannes so allein in dem großen Betriebe. Sechzehn Jahre alt bist du, Kind, nicht wahr?"

„Ja, Tante Berta."

„Hm, eigentlich schon eine sehr große Tochter für meine achtunddreißig Jahre! Aber ich denke, wir werden uns schon vertragen. Freust du dich denn auch ein bißchen, daß du zu mir kommst?"

Berta Gosewin wandte das runde, noch sehr frische Gesicht fragend nach der Nichte hin. Wohlgefällig ruhten ihre Augen auf dem zierlichen, feingliedrigen Geschöpf, das noch mal eine kleine Schönheit zu werden versprach. Genau so hatte dessen Mutter einst ausgesehen. Jetzt freilich war von deren früherer Schönheit nicht viel mehr zu sehen. Gott — wie das so geht! Ein rascher Blick Bertas streifte das verblühte Gesicht der neben ihr sitzenden Schwester. Da sprang Annemarie auch schon auf und umhalste die Tante so stürmisch, daß die kurzen, dicken, rotbraunen Zöpfe flogen.

„Sehr, o so sehr! Ich will ja viel lieber in die Stadt, als hier auf dem Lande bleiben."

„Na, dann ist's ja gut. Drück' mich nur nicht tot. Ich denke ja auch, du wirst dich schnell einleben. Wenn alles klappt, erbst du dann später den ganzen Krempel; ich adoptiere dich, und du, Schwager Dietrich, bist die Sorge um deine Jüngste los."

„Wir sind dir sehr dankbar, Berta," sagte Dietrich Meinhart, und seine Frau bestätigte eifrig:

„Ja, sehr dankbar. Du glaubst nicht, wie froh ich bin, Annemarie so gut versorgt zu wissen."

Nur Margret, die Aelteste, sagte nichts und räumte schweigend das Kaffeegeschirr zusammen.

„Ihr behaltet ja auch noch Sorgen genug," fuhr Tante Berta fort. „Der Fritz heiratet zum Herbst, und das kostet wieder Geld. Und dann muß die Margret aus dem Hause und hat noch keine Stellung. Oder hast du jetzt was in Aussicht?"

„Nein, Tante Berta."

„Wie alt bist du eigentlich?"

„Fünfundzwanzig, Tante Berta." Margret nahm das Tablett mit dem Kaffeegeschirr und trug es aus der Stube. Die schlanke, hochgewachsene Gestalt mußte sich unter der niedrigen Tür fast ein wenig bücken.

„Fünfundzwanzig!" Berta schüttelte mißbilligend den Kopf. „In diesem Alter muß ein Mädchen doch längst verheiratet sein."

„Das könnte sie auch schon längst," klagte Frau Meinhart, „aber sie will ja nicht. Sie ist eben nicht wie andere Mädchen. Sie merkt gar nicht, wenn die Männer sie freundlich ansehen. Und wenn mal einer deutlicher wird, dann hat sie so eine Art, so — so von oben herab, ich kann dir das nicht beschreiben. Sie stößt alle damit zurück. Erst neulich hätte sie noch wieder eine gute Partie machen können. Den Karl Boltmann, weißt du, unsern Nachbarn. Er hat eine schöne Hofstelle; aber denkst du, sie will ihn? Nein, bewahre! Und so wird sie's treiben, bis keiner mehr kommt."

„Aber das ist ja — das ist ja —" Berta Gosewin suchte vergebens nach einem passenden Ausdruck. Energisch drehte sie die rundliche Gestalt nach der Tür. „Margret!"

„Ja, Tante?" Die Gerufene trat wieder in die Stube.

„Sag mal, Mädel, warum heiratest du nicht?" steuerte Frau Berta gleich auf ihr Ziel los, die Nichte mit scharf prüfendem Blick messend.

„Weil ich noch nicht den Rechten gefunden habe," sagte Margret Meinhart in ihrer ruhigen, selbstsicheren Art. Eine ganz leise Röte stieg aber dabei doch in ihr Gesicht.

„Was heißt das: nicht den Rechten gefunden? Warum wolltest du denn den Boltmann nicht?"

„Weil ich ihn nicht lieb habe."

„Lieb habe! Ach du lieber Gott! Träumst du mit deinen fünfundzwanzig Jahren noch von der Liebe, wie sie in Romanen steht? Ich will dir eins sagen: Wenn er dir nicht direkt zuwider ist, kannst du ihn ruhig nehmen. Alles andere findet sich schon in der Ehe. Du liebe Zeit! Wie ich damals den Gastwirt und Bäckermeister August Gosewin geheiratet habe, ist's auch nicht aus übergroßer Liebe geschehen. Aber wie er vor drei Jahren gestorben ist, da hab' ich ehrlich um ihn getrauert. Ich habe mich damals ins warme Nest gesetzt und niemals wirkliche Sorge kennengelernt. Von der sogenannten Liebe kann man nichts beißen. Wie sie fliegt sie zum Fenster hinaus, wenn die Menschen sich tagtäglich mit Sorgen herumschlagen müssen. Frage nur deine Eltern, sie wissen ein Lied davon zu singen."

Um den bärtigen Mund Dietrich Meinharts zuckte es wie verhaltene Bitternis. O, sie hatte schon recht, seine kluge Schwägerin! Wo war die große Liebe geblieben, die ihn einst mit seiner Frau zusammengeführt

hatte? Erstickt war sie im grauen Alltag, in der Sorge und im Ringen ums tägliche Brot. Der Boden seines kleinen Besitztums war mittelmäßig bis schlecht; er konnte sich sein ganzes Leben lang darauf abrackern, ohne auf einen grünen Zweig zu kommen. Dazu kamen die Kinder rasch hintereinander — zwei lagen auf dem kleinen Dorffriedhofe. Krankheiten kosten Geld; auch Frau Luises Gesundheit war ständig schwankend, da ihr zarter Körper dem Kampf nicht gewachsen war. — Tod, Krankheit, Unglücksfälle und Sorge — vier böse Dinge, die aus dem einst so lebensfrohen Mädchen eine verbitterte, ewig nörgelnde und ewig kränkelnde Frau gemacht hatten, die sich selbst und den Ihren das Leben vergällte. Ja, wenn die Margret nicht gewesen wäre, die als halbes Kind schon alle Sorgen auf ihre Schultern geladen hatte, es wäre manchmal schier zum Verzweifeln gewesen. Sie war von seiner Art, die Margret, gerade, fest und tapfer. Dietrich Meinhart allein wußte, was er an seiner Aeltesten gehabt, mehr noch als an dem Sohn, der ein stiller Träumer war. Er hätte sie auch so gern wohlversorgt und in seiner Nähe gewußt, wenn Fritz nun heiratete; aber er mochte ihr auch nicht zureden. Margret wußte schon, was sie wollte; sie würde das Leben schon meistern. Mit einem Ruck richtete Dietrich Meinhart sich auf.

„Laß die Margret, Berta. Sie wird ihren Weg schon finden," unterbrach er den Redeschwall der Schwägerin, die die Vorzüge einer guten Partie weiter geschildert hatte.

„Nun ja, ich mein's doch nur gut. Es wäre doch schade, wenn ein so hübsches Mädchen bei fremden Leuten versauern müßte. Ueberlege dir die Sache mit dem Karl Boltmann noch mal — ja, wie spät haben wir denn? Gleich sechs Uhr! Da wird's aber Zeit, daß ich aufbreche, sonst fährt mir der Zug vor der Nase weg —"

Frau Meinhart erhob sich.

„Ich will dem Fritz Bescheid sagen, daß er anspannt."

„Nee, danke, laß nur. Ich gehe die halbe Stunde bis zum Bahnhof lieber zu Fuß. Es ist ja jetzt nicht mehr so heiß, und auf eurem alten Rumpelkasten zu sitzen ist gerade auch kein Vergnügen."

Man kannte Tante Bertas rücksichtslos offene Art schon zu gut, um ihr die letzte Bemerkung übelzunehmen. Und sie entsprach ja auch der Wahrheit, denn der alte Jagdwagen war wirklich schon recht klapprig geworden. Mit einem Seufzer ging Luise Meinhart hinaus, um den draußen beschäftigten Sohn herbeizurufen, damit er sich von Tante Berta verabschieden konnte.

„Gehst du mit bis zum Bahnhof, Kleine?" wandte Berta sich an Annemarie, die mit offenkundiger Neugier dem Gespräch der anderen gefolgt war.

Nun sprang sie erfreut auf. „Darf ich denn?"

„Natürlich. Mache dich nur rasch ein bißchen hübsch —."

Wohlgefällig strich Tante Berta ihr über die dicken, rotbraunen Locken, und die Kleine verschwand eiligst.

„Hübsche Kinder hast du, Dietrich, das muß dir der Neid lassen. Besonders die beiden Mädels —."

„Mir kannst du ruhig so etwas sagen, Tante Berta, ich mache mir nichts daraus. Aber die Annemarie laß es nur nicht hören, die ist ohnehin schon eitel genug und stände am liebsten den ganzen Tag vor dem Spiegel," sagte Margret, während sie der Tante in den leichten Seidenmantel half.

„Ach was, ein bißchen Eitelkeit schadet nichts — ach, da ist der Fritz ja auch."

„Ja, Tante. Mutter sagte, du wolltest zu Fuß gehen; ich würde dich aber auch gern mit dem Wagen hinbringen."

„Weiß ich. Ist aber nicht nötig. Bist du fertig, Annemarie? Na, dann kann's ja losgehen. Meine Tasche? Ach so — da! Also grüß deine Braut, Fritz, und du, Margret, überlege dir noch mal, was ich dir gesagt habe. Ja? Luise — Dietrich, haltet euch munter, und auf Wiedersehen in vierzehn Tagen."

Mit einem Gefühl der Erleichterung sahen alle Tante Berta nach, bis sie an der nächsten Wegbiegung verschwand. Ihre selbstbewußte, alles kritisierende Art war wirklich nicht immer angenehm. Aber im Grunde war sie doch eine gutmütige Seele, und man mußte ihr dankbar sein, daß sie Annemarie zu sich nehmen wollte. Die Mutter gab nachher ihrer Freude nochmals Ausdruck, als sie wieder mit Margret in der Stube war.

„Es ist doch wirklich ein großes Glück für Annemarie. Für die Landarbeit ist sie doch viel zu zart, und sie kommt ja doch nicht so weit fort, die halbe Stunde Bahnfahrt ist nicht schlimm. Wenn du doch auch nur erst eine gute Stellung hättest, Margret!"

„Wird schon kommen, Mutter," sagte Margret, während sie das Geschirr in die breite, eichene Anrichte räumte. Nun würde natürlich wieder das alte Klagelied der Mutter kommen!

Sie irrte sich nicht. Frau Meinhart schlang die Hände klagend ineinander und fuhr fort:

„Wir könnten ja die Hochzeit noch ganz gut bis nächstes Frühjahr verschieben, wenn nicht Gretes Eltern so kurz nacheinander gestorben wären. Aber nun muß sie den Hausstand auflösen, und wo soll sie da hin —?"

„Aber Mutter, das ist ja Unsinn. Es ist doch noch ein Vierteljahr bis Fritzens Hochzeit, und bis dahin findet sich schon etwas für mich."

„Es wäre ja alles so einfach, wenn du nur vernünftig sein wolltest und den Karl Boltmann — ach Gott, nun läufst du weg! Davon willst du nichts hören. Ich sag's ja, du bist nicht wie andere Mädchen!"

Die Tür fiel hinter Margret ins Schloß. Sie stand in ihrem Kämmerchen und drückte beide Hände gegen die Brust. Es war unerträglich! Alle Tage dasselbe Gejammer! Das mußte ein Ende haben!

Vielleicht hatte die Mutter recht: sie war nicht wie andere Mädchen. Aber konnte sie es denn sein? Konnte sie sorglos lachen und tändeln wie diese? Ihre Jugend war wirklich nicht danach gewesen. Als Kind schon hatte sie die Sorgen des Haushalts auf ihre schwachen Schultern geladen und der ewig kränkelnden Mutter fast die ganze Hausarbeit abgenommen. Mit wissendem, frühgereiftem Blick hatte sie die ständige Not und Sorge in ihrem Elternhause gesehen und mitempfunden. Nie ein fröhliches Lachen, immer Klagen oder finsteres Schweigen! Als dann der Krieg kam — Margret ging noch zur Schule — wurde es erst recht schlimm. Der Vater wurde eingezogen und im dritten Kriegsjahr auch der Bruder. Nun nahm die damals kaum sechzehnjährige, für ihr Alter allerdings recht kräftige Margret auch noch die Arbeiten der Männer auf sich; nur für die allerschwersten sprang hin und wieder der alte Boltmann ein. Sie ging hinter Pfug und Egge, als könnte es nicht anders sein, besorgte daheim die Hausarbeit und tröstete die klagende, niedergebrochene Mutter. Nach Friedensschluß wurde es wohl etwas besser, aber Not und Sorge waren auch da noch ständige Gäste im Hause, denn die Zeiten waren weiterhin schlecht. Brennend hatte sie sich manchmal aus diesen Verhältnissen herausgesehnt, aber sie konnte ja nicht fort; man hätte sie nicht entbehren können. Jetzt freilich war es anders. Der Bruder heiratete in wenigen Monaten ein braves, tüchtiges Mädchen, das ihm noch dazu aus der Auflösung ihres Haushaltes ein nettes Sümmchen zubrachte. Jetzt also hätte sie beruhigt gehen können, aber

gerade jetzt hielt es sie mit tausend Banden fest. Wenn die Eltern oder Tante Berta ahnten, wohin ihre Wünsche gingen!

Margret trat an das niedrige Fenster. Dort drüben lag der Heidbrinkhof im Glanze der sinkenden Sonne. Gerade zwischen dem Voltmannschen Gehöft und dem Erlenhang hindurch sah man seine Eichen und ein Stück des roten Ziegeldaches schimmern. Wie oft hatte sie hier gestanden und hinübergeschaut, seit vor einem Jahre, nach dem Tode des alten Heidbrink, der Sohn und Erbe heimgekehrt war auf den Hof! Ja, so töricht war sie! Sie, die Margret Meinhart, die noch keinen Mann geküßt und noch nach keinem den Kopf gedreht hatte! Und nun kam da einer und lachte sich mit seinen heißen, dunklen Augen so unwiderstehlich in ihr Herz, daß sie Tag und Nacht an ihn denken mußte! Und noch dazu so einer, von dem sich die Leute die tollsten Streiche erzählten und den sie den leichtsinnigsten Schürzenjäger der Umgegend nannten! Warum mußte es gerade der sein, warum nicht der brave, tüchtige Nachbar und Jugendfreund, wie alle es so gern gesehen hätten? Und es war ja auch rein lächerlich: sie, die arme, kleine Eignerstochter, und er, der Besitzer einer der schönsten und größten Höfe der Gemeinde! Wer sagte ihr denn, daß er sich nicht auch über sie — Margret — heimlich lustig machte wie über so viele andere? Daß er nicht lächelte über das kleine, dumme Mädchen?!

Dieser Gedanke war es auch, der sie kühl und unnahbar werden ließ und ihr den Kopf in den Nacken zog, sobald er sich ihr lachend und scherzend näherte. Nein, dafür hielt sie sich zu gut!

Wenn nur das Herz nicht so heiß und töricht in der Brust geklopft hätte! Was war es nur, was sie so unwiderstehlich zu ihm zog? Vielleicht seine ganze Art, die so verschieden war von der anderer junger Burschen, leichter, weltgewandter, nicht so bäuerlich — schwerfällig? Sie wußte es nicht. Sie wußte nur, daß es so nicht weitergehen konnte. Schon in den nächsten Tagen wollte sie in einer auswärtigen Zeitung ein Stellengesuch aufgeben, und wenn sie etwas Passendes gefunden — dann fort von hier! Wenn sie ihn dann nicht mehr sah, würde sie ihre törichten Wünsche schon vergessen, und sie hatte dann auch endlich vor der Mutter und Tante Berta Ruhe, denn einen anderen — —

„Margret, es ist auch bald Zeit zum Melken."

Margret Meinhart schrak empor und strich sich verwirrt über das weiche Blondhaar. Da stand sie nun wahrhaftig und träumte, und die Arbeit wartete! Mit einem energischen Ruck, als wollte sie alle unnützen Gedanken abschütteln, wandte sie sich um und ging hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

Ein gut' Gewissen . . . !

Eine heitere Kriminalgeschichte

von Stephen Stephenson

Arvidsen zuckte zusammen, als er im schwedischen Hafen Mölle an Bord ging!

An sich hat der Durchschnittsmensch zwar keinen Grund, zusammenzuzucken, wenn er einen Dampfer besteigt, aber das gilt natürlich nur für Leute, auf die das alte Sprichwort anzuwenden ist: „Ein gut' Gewissen ist ein sanftes Ruhekissen!" Mit Arvidsens Gewissen hingegen war die Sache eine Kleinigkeit anders. Es soll zwar nicht abgestritten werden, daß er einen erstklassigen Reisepaß besaß, obendrein auf seinen richtigen Namen ausgestellt, ja, es soll sogar nicht geleugnet werden, daß er wirklich norwegischer Butterhändler — einmal gewesen war, aber was nun seinen eigentlichen Beruf anbelangt, so zeigte er sich ängstlich darauf bedacht, ihn vor den Argusaugen der dänischen Staatspolizei zu verbergen.

Diamantenschmuggel ist heutzutage so eine Sache. Die Zollbehörden pflegen sehr „helle" zu sein, und außerdem kennen sie die meisten Tricks, mit denen die Verbrecher arbeiten. Arvidsens Chef sah sich daher gezwungen, zum Leidwesen seines Brieftascheninhalts nach einem besonders raffinierten Verfahren zu schmuggeln. Zunächst brachte ein Kurier die gestohlenen Steine nach England, von London aus gingen sie nach Norwegen, von Oslo nach Schweden, und hier in Schweden war es Arvidsens Aufgabe, ausgerechnet in Mölle, dem eleganten Sommerbadeort, an dem es von Fremden wimmelte und wo Ausländer überhaupt nicht auffielen, den Kopenhagener Dampfer zu besteigen und die gestohlene Ware nach Dänemark einzuschmuggeln, wo der Hauptsehler und zuständige Weiterverkäufer saß.

Die Sache schien gar nicht übel „ausbaldowert". Das Schiff, das täglich nach Kopenhagen fuhr, war ein ganz harmloser Touristendampfer, dem bei der Ankunft im Kopenhagener Freihafen die Zoll- und Polizeibeamten nur oberflächliche Aufmerksamkeit schenkten. Du lieber Himmel, wer vermutet schon bei Tagestouristen, die sich einen gemütlichen Seeausflug erlaubt hatten und freudestrahlend und braungebrannt von der „schwedischen Riviera". zurückkehrten, ausgerechnet gemauste Diamanten?

Alles dies wußten die internationalen Banditen, und um so plötzlicher wurde Arvidsen durch die Tatsache überrascht, daß man ihn in Mölle am Kai „beschattete", wie es in der Sprache der Kriminalisten heißt. Er sah deutlich, wie hinter ihm auf dem Landungssteg ein schwerer, breitgebauter Mann im hellgrauen Sommeranzug einherschritt und ihn fortgesetzt im Auge behielt.

Hm! Arvidsen strich an Bord umher, ging in die Kajüte des Zahlmeisters, um sein schwedisches Geld in Dänenkronen einzuwechseln, kaufte sich zollfreie Zigaretten am Kiosk, trank nervös zwei Whisky-Soda im Bugsalon — aber überall, wohin er sich auch verzog, folgte ihm der große, breitschultrige Mann im grauen Sommeranzug.

Der Diamantenschmuggler überlegte, ob er in Helsingborg bei der Zwischenlandung unbemerkt an Land gehen sollte, aber das war ausgeschlossen, weil sich sein „Beschatter" einfach neben ihm an die Reling lehnte und genau aufpaßte, wer zum Landungssteg schritt. Der Dampfer fuhr wieder ab, und Arvidsen war so klug wie zuvor.

Der Schmuggler setzte sich in den Speisesaal und ließ sich ein Abendessen geben. Bei einer Verdauungszigarette überlegte er, wie er sich aus der Klemme ziehen konnte. Wieviel Diamanten hatte er eigentlich bei sich? Er rechnete nach: fünf blutrote, ganz kleine Rubine, einen wahnsinnig teuren grünen Smaragd und ein halbes Dutzend blütenweißer, strahlender Brillanten. Und wo hatte er diese Sachen versteckt? Ganz unter uns gesagt: in seinem Zigarettenetui. Jede einzelne Zigarette enthielt am oberen und unteren Ende je einen Stein im Tabak. Na, es würde sich schon ein Weg finden, ehe Kopenhagen in Sicht kam.

Arvidsen wollte gerade dem Achterdeck zusteuern, um den Möwen zuzusehen, die hinter dem Schiff einherflogen, als ihm der große Breitschultrige von hinten auf die Schulter schlug.

Arvidsen zuckte jäh zusammen. „Sie wünschen?" fuhr er herum.

„Nennen Sie sich nicht Butterhändler?" herrschte der Fremde ihn an.

„Was heißt nennen?" fuhr Arvidsen auf, „ich bin Butterhändler!"

„Von der Butterfirma Nielsen & Co. in Kopenhagen und Oslo?" fragte der unheimliche Fremde.

„Jawohl!" sagte Arvidsen, „wir sind eine ehrenwerte Firma, mein Herr — —"

„Gauner und Halunken sei Ihr!" schrie der Breitgebaute ihn an, „Schwindler und Betrüger, die hinter Schloß und Riegel kommen!"

„Pst! Blamieren Sie mich nicht hier an Bord!" bat Arvidsen, „das ganze Dampferpersonal kennt mich."

„Gut!" entschied der Fremde, „dann folgen Sie mir mit nach unten!" Dabei packte er ihn heftig am Handgelenk, aber wie das so ist bei derartigen heftigen Griffen — plumps! fiel Arvidsen das Zigarettenetui aus der Hand und verschwand auf Nimmerwiedersehen in den Fluten des Oeresundes. Scheinbar

„Haben Sie mich wirklich nach hier unten geführt, bloß um über Butter mit mir zu reden?“ brüllte Arvidsen rasend.

„Ja, sicher, was sonst?“ brüllte der Fremde zurück und schlug mit der Faust auf den Tisch. „Sie sind mir ein schöner Butterhändler — — —“

— — — „Ja, Sie sind mir ein schöner Butterhändler!“ sagte auch drei Tage später der Vorsitzende des Kopenhagener Schnellgerichts zu Arvidsen, als er das Urteil verlas, „statt dem Herrn eine Prüfung seiner Beschwerde bei Ihrer Firma zu versprechen, schlagen Sie ihm sinnlos mit der Faust dreimal ins Gesicht! Die Folgen haben Sie sich selber zuzuschreiben. Ich gebe das Urteil bekannt: Vier Wochen Gefängnis wegen böswilliger Körperverletzung, 250 Kronen Entschädigung an den Nebenkläger für die notwendig gewesene Nasenbeinoperation, und nach Verbüßung der Strafe sofortige Ausweisung aus Dänemark. Für Rowdies ist bei uns kein Platz . . .“

Das war Arvidsens schlechtestes Geschäft in seinem Leben. betrübt ging Arvidsen mit nach unten, in Wirklichkeit war er himmelhoch froh, daß er diese blöden Diamanten glücklich los war. Gewiß, der Verlust betrug rund 40 000 Kronen, aber erstens war es ja nicht sein Geld allein, und zweitens hatte er sich nicht anders vor dem Detektiv retten können.

„Setzen Sie sich!“ kommandierte der Fremde. „Ich bin Wanting, von der Fettimportfirma Wanting & Söhne. Sie erinnern sich unseres Hauses? Die letzte Partie Butter, die Sie uns lieferten, war der reine Schwindel, der größte Betrug, den man sich denken kann. Wir verloren . . .“

„Butter?“ stammelte Arvidsen und blickte entsetzt auf den Fremden.

„Ja, schockschwerenot Butter! Was denn sonst?“ schrie der andere. „Ich will Ihnen etwas sagen . . .“

Agamemnon Smit probiert Rasierklingen

Humoreske von T. O. Sickens

Wer meinen Freund, den Schauspieler Karel Agamemnon Smit, kennt, dem ist es ohne weiteres deutlich, daß ich mir wie eine Maus in der Falle vorkam, als der Mime mich vor kurzem auf der Straße am obersten Knopf meines Jacketts festhielt.

„Hör zu,“ sprach er dringend. „Was mir vor einigen Tagen passiert ist, das ist wert, mit ehernen Lettern in die Tafeln der Geschichte eingeschrieben zu werden, als ein Beispiel, wie das Schicksal selbst mit den Größten unter uns umspringt.“

„Schieß los!“ sagte ich; denn ich weiß, wenn etwas unvermeidlich ist.

„Nun denn,“ begann er, „ich fuhr mit Linie Sechzehn und stand auf der Vorderplattform. Nun liebe ich es nicht, auf die Zehen getreten zu werden, nicht buchstäblich zum mindesten, ich meine: bildlich kommt es in meinem Beruf natürlich öfter vor. Als dies nun, buchstäblich, wohlgezählt zum siebentenmal passierte, wandte ich mich um mit einem Gesicht, das, neben grotesker Wut, eine beinahe tierische Kampflust spiegelte. Du hast mich in verschiedenen Rollen gesehen und kannst dir das wohl vorstellen?“

Ich nickte. — „Wohlan,“ fuhr mein Freund fort, „zu meiner Ueberraschung mußte ich feststellen, daß der Täter diesmal nicht wie die vorigen fünf-, sechsmal ein unansehnlicher, kleiner Mann war, sondern ein kräftiger, gutgekleideter Herr. Da man nie wissen kann, ob man solche Leute nicht noch einmal braucht, verwandelte ich schnell und mit meiner bekannten Fertigkeit meinen wütenden Ausdruck in den einer engelhaften Höflichkeit.

Der Mann sah mich mit offenem Munde an. Er war starr vor Bewunderung der phänomenalen Veränderung meines Gesichtsausdrucks. Dann stammelte er: ‚Können Sie das immer?‘

‚Wie meinen Sie, bitte?‘ fragte ich.

‚Das mit ihren Gesichtern . . .‘

Würdig, aber zugleich interessiert, entgegnete ich: ‚Gewiß, gewiß.‘

Und schnell demonstrierte ich dem Manne Liebe, Hoffnung, Haß und Vertrauen.

Der Fremde war begeistert von meinen Fähigkeiten. Er bot mir eine Zigarre an, bat mich, ihn in sein Geschäft zu begleiten, und setzte mir dort seinen Plan auseinander. Der Mann war Fabrikant von Rasierklingen. Er hatte ein Schaufenster, das wie ein Badezimmer eingerichtet war. Ich mußte mich in das Schaufenster stellen und alle Bewegungen vorführen, die man beim Rasieren macht. Und zwar auf die Weise, daß ich im Anblick des auf der Straße versammelten Publikums abwechselnd eine gewöhnliche Klinge und dann die neuen Erzeugnisse verwendete.

Nun, du verstehst die Absichten meines neuen Brotgebers. Meine Aufgabe war, mich vor den Spiegel zu stellen und den Zuschauern mit einem von schrecklicher Wut verzerrten Gesicht alle die Qualen zu demonstrieren, die das Rasieren uns auferlegt.“

„Das wird Erfolg gehabt haben!“ sagte ich anerkennend.

„Es hatte,“ verbesserte mich Karel Smit, „einen unerhörten Erfolg. Hunderte und Hunderte drängten sich täglich vor dem Schaufenster. Sie ergötzten sich an meiner Wut und genossen dann, ja sie delektierten sich an meinem Engelslächeln. Sie bewunderten den Reklametrick, und mit Recht. Hunderte kamen in den Laden und kauften. Mein Unternehmer war sehr zufrieden. Und auch ich war das. Gewiß, ich war immer ein großes und dankbares Publikum gewöhnt, aber es tat wohl, festzustellen, daß man seine Kunst noch immer beherrscht . . .“

„Aber . . .,“ begann ich, denn sein Gesicht paßte nicht mehr ganz zu seinen Worten.

„Höre weiter,“ fuhr er fort. „Der Erfolg wurde immer größer. Fröhliche Menschenmengen genossen das Schauspiel. Man las mir die Gemütsbewegungen bewundernd vom Gesicht, doch das alles ging — beachte das wohl — den ganzen Tag lang. Von neun Uhr morgens bis acht Uhr abends. Sonnabends bis zehn Uhr. Die Karte — rasieren — furchtbare Wut — die Karte umdrehen — rasieren — Engelslächeln — die Karte wieder umdrehen — wieder rasieren — Raserei . . . und so weiter — unaufhörlich. Glaubst du mir, Freund, daß ich, so teuer mir meine Arbeit auch ist, beinahe verrückt wurde?“

„Ja,“ erwiderte ich.

„Nun denn, am siebenundzwanzigsten Tage trat ich, am späten Nachmittag, noch immer auf. Der Tag war gut gewesen, der Erfolg groß; doch ich fühlte mich reichlich müde, verstehst du? Und während ich anfing, mich zum zweitausendsechshundertundfünften Male zu rasieren und die dazugehörende Glückseligkeit zu demonstrieren, gewann ich den Eindruck, daß das Publikum weniger begeistert war als gewöhnlich. Man sah zu, folgte den Vorgängen im Schaufenster, doch schien nicht so überzeugt zu sein von dem großen Genuß, den das Rasieren mit dem „Ideal“ mir verschaffte . . .

Der Enthusiasmus stieg jedoch auf einmal gewaltig, als ich das Messer wechselte und wieder die übliche siedende Wut zum besten gab. Gewiß, nie hatte mein prachtvoll verzerrtes Gesicht seine Wirkung verfehlt, doch jetzt schien es, als ob die Heiterkeit ungeahnte Abmessungen annahm.

Ein wahres Gebrüll erhob sich, man lachte, tobte und stampfte mit den Füßen auf. Man wogte in Lachkrämpfen auf und nieder. Einige begannen zu applaudieren, und das machte mich tatsächlich etwas verlegen.

Ich zog, geschmeichelt, meine fürchterlichsten Gesichter, ich zeigte in allen meinen Gesten meinen heftigen Widerwillen gegen dieses Messer. Und das Publikum jauchzte und jubelte.

Bei diesem Höhepunkt kam mein Chef hinausgestürmt. Er stellte sich vor das Schaufenster und warf einen Blick hinein. Dann griff er sich, wie in ohnmächtiger Verzweiflung, in die Haare und stürzte wieder in den Laden.

Er riß mich aus dem Schaufenster und warf mich — um kurz zu sein — hinaus.

Draußen lachte noch immer eine gutgelaunte Menge. Doch schmählich . . . Man zeigte mit feurigen Fingern auf die Worte des Plakates, das ich auf dem Rücken trug. Plötzlich wurde es mir bewußt: Jetzt probiere ich ‚Das Ideal‘. Groteske Wut . . .! Himmel!“

Der Schauspieler sah mich an. Ich suchte mein Lachen zu verbergen.

„Du . . . du hattest vergessen, die Karte umzu . . .?“ stammelte ich.

„Du hast es erraten!“ sprach Karel Agamemnon Smit und verschwand, eine lange, gebeugte Gestalt, im Gewimmel der Menschen.

Fröhliche Ecke

Kulissenzauber

„Sie rauchen, Herr Kammersänger? Der Intendant ist auf der Bühne — wenn der Sie riecht!“ — „Keine Sorge, der Intendant kann mich nicht riechen!“

*

Herr Müller

„Müller ist in Amerika gewesen und hat sich einen Namen gemacht!“

„Soooo?“

„Ja — jetzt nennt er sich Miller!“

*

Ein einnehmendes Wesen!

Chef zum eingenickten Angestellten:

„Na, Müller, haben Sie über Mittag etwas eingenommen?“

„Jawohl, Herr Chef — — Natron!!!“